

175 Jahre Hambacher Fest

FESTREDE VON PROFESSOR DR. GUIDO KNOPP

**Meine Damen und Herren,
herzlichen Dank für die freundliche Begrüßung. Für mich ist der Tag bei Ihnen hier im Hambacher Schloss auch eine Rückkehr zu eigenen Wurzeln. Im November 1982, vor fast einem Vierteljahrhundert, habe ich in diesem Saal den ersten Hambacher Disput eröffnet. Diese Reihe, die's zu meiner Freude immer noch gibt, hab' ich damals initiiert, weil ich im 150. Jubiläumsjahr des Hambacher Festes der festen Überzeugung war und immer noch bin, dass die Hambacher Prinzipien – Freiheit, Einheit, das Bekenntnis zu Europa – die einzige und ausschließliche ideale Basis sind für eine gemeinsame Zukunft auf unserem Kontinent.**

Benno Zech, mein alter Freund aus Hambach, wird sich erinnern, wie wir damals, beflügelt durch den besten Pfälzer Wein, gemeinsam mit unserem Freund Ekkehard Kuhn den „Hambacher Aufruf“ verfassten, der ebendiese Ziele propagierte. Falls dem einen oder anderen in der Zwischenzeit entfallen sein sollte, wie genau unsere Forderungen lauteten – ich habe sie noch einmal mitgebracht (sie wurden damals als Plakat gedruckt und bundesweit verbreitet): der Hambacher Aufruf!

Ich greife einfach mal einige Stichworte heraus: „Wiedervereinigung Deutschlands“, „die Spaltung Europas in zwei Blöcke muss überwunden werden“, „Sicherung des Friedens“, „Gemeinsinn und Solidarität statt Eigennutz und Egoismus“, „Verantwortung für kommende Generationen“, „schonender Umgang mit unserer Umwelt“, „die Gemeinsamkeit der Demokraten bewahren“.

Das war vor 25 Jahren, und viele unserer Forderungen sind so aktuell wie damals. Manches von dem, was damals blanke Utopie schien, ist heute erreicht. Erinnern wir uns: Damals war Deutschland geteilt – und es war für mich fast selbstverständlich, dass ich als erstes Thema des „Hambacher Disputs“ die ungelöste deutsche Frage wählte. Ich habe hier, in diesem Schloss, gefragt, ob es noch Chancen gebe für die deutsche Einheit – und die Antworten waren durchaus symptomatisch für die achtziger Jahre. Der Publizist Klaus Harpprecht sagte: „Der Nationalstaat liegt nicht im Interesse der Nation.“ Der Franzose Henri Menudier meinte: „Die deutsche Nation ist verspielt“, der Pole Zbigniew Ramotowski erklärte: „Die deutsche Frage ist für Polen längst gelöst.“ Und der Historiker Hans Mommsen befand: „Die Nation ist tot. Es lebe die Region.“

Keine Spur also von glühender Einheitseuphorie – und man kann nicht sagen, dass die allermeisten anderen Politiker und Intellektuellen in der alten Bundesrepublik die deutsche Einheit mit größerer Leidenschaft herbeigesehnt hätten. Sie hatten es sich in der deutschen Teilung relativ behaglich eingerichtet. Für viele von ihnen war der Eisenerne Vorhang fast schon ein Teil der physischen Landschaft Europas, vergleichbar mit den Alpen. Sehen wir uns die Zitate führender deutscher Politiker noch in den späten achtziger Jahren an, dann müssen wir erkennen, dass das Ziel der Einheit für nicht wenige in weiter Ferne lag. Willy Brandt erklärte 1988 die Wiedervereinigung zur „spezifischen Lebenslüge der zweiten deutschen Republik“. Und der Ministerpräsident von Bayern, Max Streibl, verkündete noch im Oktober 89, er halte nichts von „Wiedervereinigungsdebatten“. Jeder solle „in seinem

Block bleiben – die DDR drüben und wir hier“. Es gibt noch Hunderte von weiteren Zitaten.

Was sie alle überrollte, war das Volk, der große Lümmel. Die Demonstrierenden der ersten Stunde, die in Leipzig „Wir sind das Volk“ gerufen haben, wollten anfangs allerdings noch nicht die Einheit, sondern eine bessere DDR. Die Kräfte aber, die ihr Mut entfesselt hatte, war'n am Ende stärker als sie selbst. Der 9. Oktober 1989 in Leipzig war eine Sternstunde in der deutschen Geschichte – 70.000 Menschen demonstrierten gewaltlos für die Freiheit. In den Seitenstraßen stand die Staatsmacht, schwer bewaffnet, und die Demonstranten – manche Frauen war'n dabei, die Kinderwagen schoben – alle mussten damit rechnen, dass es ebenso zu einem Blutbad kommen könne – wie in Peking ein paar Monate zuvor auf dem Platz des Himmlischen Friedens. Dass sie trotzdem auf die Straße gingen, voller Angst und voller Mut, das war ihr Heldentum: Wir sind das Volk! Wer da gesiegt hatte, das war das Volk!

In diesem Sinn war Leipzig 1989 die Vervollendung eines Wegs, der 1832 in Hambach begonnen hatte. Auch damals, im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, war Deutschland zersplittert, freiheitliche Regungen wurden unterdrückt, der Wille des Volkes von den Mächtigen ignoriert. Im Jahr 1806 war das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ zusammengebrochen, das rund 900 Jahre lang bestanden hatte. Napoleon, der neue Herrscher im Herzen Europas, brachte den Deutschen zwar langersehnte bürgerliche Rechte und Freiheiten der französischen Revolution, zugleich aber demütigte er die unterworfenen Völker in ihrem Selbstwertempfinden. So war der Aufstand gegen den Imperator nur zwangsläufig. In der Völkerschlacht bei Leipzig wurde 1813 Napoleons Macht gebrochen.

Für die Kraftanstrengungen und Leiden, die mit dem Kampf gegen die Fremdherrschaft verbunden waren, gaben viele deutsche Fürsten ihren Untertanen wohlfeile Versprechen – und lösten damit im ganzen Volk gewaltige Hoffnungen aus. Verfassungen mit verbürgten Rechten sollten eingeführt

werden. Doch als 1815 unter Führung Österreichs der „Deutsche Bund“ – als Versammlung deutscher Fürsten – entstand, wurden die allermeisten dieser Versprechungen nicht eingelöst. Im Gegenteil – die Regenten ließen alle Regungen nach Freiheit und Einheit brutal unterdrücken. Dieser Wortbruch empörte die Bürger.

Wie 150 Jahre später in der DDR waren es zunächst wenige, die ihrem Unmut Luft machten – allen voran die Journalisten Philipp Jakob Siebenpfeiffer und Johann Georg August Wirth. Sie waren gleichsam „Bürgerrechtler“ des 19. Jahrhunderts. Ihre Einladung zum ersten Nationalfest der Deutschen provozierte größtes Aufsehen. Als die bayerische Regierung – die Pfalz gehörte damals ja zu Bayern – die Zusammenkunft verbot, steigerte sie damit noch ungewollt deren Popularität. Schließlich versammelten sich mehr als 30.000 Männer und Frauen aus allen Teilen Deutschlands – für damalige Verhältnisse eine riesige Zahl. Bürgerliche Freiheit und deutsche Einheit waren die zentralen Themen der zahlreichen Reden in Hambach. Sie waren aber gekoppelt mit Aussagen zur Freiheit anderer Völker und der so weitsichtigen Forderung nach einem vereinten Europa. Philipp Jakob Siebenpfeiffer ließ am Ende seiner Rede nicht nur das „freie, das einige Deutschland“ hochleben, sondern auch die Polen, deren Revolution gegen den russischen Zaren 1830 gescheitert war; und die Franzosen – „der Deutschen Brüder“, wie Siebenpfeiffer erklärte.

Patriotismus ohne Überheblichkeit, mitfühlendes Denken und Empfinden für andere Völker – das war das Nationalbewusstsein, das sich in den Reden des Hambacher Fests äußerte. Die Grenze zwischen diesem toleranten Nationalbewusstsein und einem arroganten übersteigerten Nationalismus wurde immer gewahrt. Die Lauterkeit der politischen Absichten machte das Hambacher Fest zu einem Höhepunkt der deutschen und der europäischen Geschichte.

Wenn auch den politischen Forderungen der Festteilnehmer noch lange der Erfolg versagt bleiben sollte: Hambach hatte den politischen Willen breiter Volksschichten in Deutschland bewegt. Die bürgerliche Demo-

kratie war unter den Farben schwarz-rot-gold als neue aktive Kraft hervorgetreten. Der Traum von deutscher Einheit und politischer Freiheit war unüberhörbar ausgesprochen und zeigte als politische Zielsetzung wegweisend in die Zukunft.

Dies beweist einmal mehr – und damit komme ich zur zentralen These meines Vortrags: Unsere heutige Demokratie ist kein künstliches Produkt der Zeit nach 1945. Sie ist kein Retortenbaby aus dem Brutkasten der Alliierten. Sie steht vielmehr in einer älteren Tradition – einer Tradition, die sich in Hambach zum ersten Mal manifestierte.

Die deutsche Geschichte erschöpft sich eben gerade nicht in einer konstruierten Linie Luther – Bismarck – Hitler. Und auch das sogenannte „Dritte Reich“ war keine zwangsläufige Folge irgendeines deutschen „Sonderwegs“. Es gibt in der deutschen Geschichte keinen schicksalhaft vorbestimmten Todespfad von Potsdam über Lange-marck geradewegs nach Auschwitz. Denn automatisch funktioniert in der Geschichte gar nichts. Im Mittelpunkt der Politik und der Geschichte steht am Ende immer noch der Mensch, dem sich gerade an den Wendepunkten seines Daseins mehrere Möglichkeiten bieten – nicht weil ihn strukturelle Zwänge treiben oder irgendwelche dunklen Mächte, sondern oft allein die eigene Schwäche, eigener Ehrgeiz, eigenes Streben, ob nach Macht, nach Ruhm oder nach Geld. Das gilt auch für Hitlers sogenannte „Machtergreifung“, die in Wirklichkeit eine Machterschleichung war. Obwohl es immer eher möglich war, dass es so kommen konnte, hat es nicht so kommen müssen.

Die demokratische Tradition in der deutschen Geschichte hat zwar oft genug verloren, sie hat oft genug nicht die Macht repräsentiert, sondern „nur“ den Geist – aber selbst, als Otto Wels im Jahre 1933 vor dem Reichstagsplenum machtlos die Prinzipien Freiheit und Moral zu Protokoll gab, machte er damit doch immerhin noch deutlich, dass ein anderes Deutschland existierte.

Ab Juni 1832 freilich trug das andere Deutschland Trauer: Auf das demokratische Hochgefühl des Hambacher Festes folgte

erst einmal der restaurative Katzenjammer: Die Hambacher Patrioten – darunter die beiden Anführer Wirth und Siebenpfeiffer – wurden eingekerkert. Andere Verfolgte, die noch flüchten konnten, gingen resignierend in die Emigration. Dennoch – der Samen der deutschen Demokratie war gelegt. Und er sollte schon wenige Jahre später aufgehen.

Im März 1848 brach in mehreren deutschen Städten die Revolution aus. Bürger und Handwerker erhoben sich. Von Berlin bis Wien erzwangen sie die Einsetzung von liberalen Regierungen und Wahlen zu einer Nationalversammlung. Am 18. Mai 1848 trat diese erste Deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche in Frankfurt am Main zusammen. Die Begeisterung, mit der die Deutschen die Anfänge ihres ersten frei gewählten Parlaments begleiteten, war enorm und gab den Abgeordneten ein großes Selbstbewusstsein. Der Liberale Heinrich von Gagern sagte in seiner Antrittsrede als Präsident der Nationalversammlung: „Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen. Wir sollen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich schaffen... Deutschland will eins sein, ein Reich, regiert vom Willen des Volkes, unter der Mitwirkung aller seiner Gliederungen.“

Doch die Euphorie der ersten Monate war bald verflogen. Die Aufgabe, eine Verfassung für einen noch gar nicht existierenden Nationalstaat zu schaffen, überforderte die Abgeordneten. Am Streit um die Grenzen des künftigen Reiches wie um die Rolle des Vielvölkerstaates Österreich entzündeten sich heftige Auseinandersetzungen. Zwar beschloss das Frankfurter sogenannte „Professorenparlament“ eine neue, fortschrittliche Reichsverfassung – doch sie trat nie in Kraft, weil ihr die größten und stärksten Länder die Anerkennung verweigerten. Die Professoren hatten eines nicht bedacht: Wenn der Geist die Macht besiegen will, dann muß er notfalls selbst Gewalt anwenden – für die gute Sache. Als schließlich der preußische König Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserkrone wegen des „Ludgeruchs der Revolution“ ablehnte, war das Scheitern der demokratischen Verfassung besiegelt – und der Traum einer

deutschen Einheit „von unten“ vorerst ausgeträumt.

Was folgte, war eine erneute Phase der Restauration. Die deutsche Einheit wurde nun durch eine Staatsaktion von oben in Angriff genommen – von bürgerlicher Freiheit war nicht mehr die Rede. Bismarcks Einigung im Jahre 1870/71 ist durch Krieg vollzogen worden – einen waffenstarrenden Gewaltakt, „Blut und Eisen“, gegen den erklärten Willen mancher Nachbarn.

Zwar bekamen die vereinten Deutschen jetzt ein Parlament. Doch der kaiserliche Reichstag war kein Träger echter Souveränität – sein Dasein war ein Zugeständnis. Das zeigte schon die Inschrift über dem Portal: „Dem deutschen Volke“. Nicht das Volk war souverän genug, sich dieses Parlament zu leisten. Nein! Majestät höchstselbst geruhten, ihren Untertanen eine Stätte zu genehmigen, wo sie sich versammeln durften.

Das Deutsche Kaiserreich war nicht zuletzt auch deshalb allenfalls ein pubertärer Nationalstaat, der sich schlicht und einfach überschätzte – denn er war zu groß für das harmonische Konzert der Mächte und zu klein, um über sie zu herrschen. Deutschland, die verspätete Nation, fühlt sich von seinen Nachbarn eingekreist. Tatsächlich hatte es sich selber ausgekreist. Die Folgen sind bekannt.

Der Sturmlauf gegen Westen 1914 endete in einem mörderischen Grabenkrieg. Er übertraf an Grausamkeit, an menschlicher Verrohung, selbst die schlimmsten Ahnungen. Hier wird die Saat gelegt für eine Zeit, in der der Mensch als Material galt, nicht als Individuum. Der Erste Weltkrieg war das Schlangenei des Zweiten.

Bis zum Sommer 1918 hielt sich an der sogenannten Heimatfront die Illusion des Sieges. Doch in Wahrheit war das deutsche Heer am Ende, und die Generäle wussten das. Der Feldherr Ludendorff, im Feld besiegt, verlangte am grünen Tisch verzweifelt jenen Frieden, den er den Politikern, die in die Pflicht genommen werden, später vorwirft. Während Zivilisten die Kastanien aus

dem Feuer holten, bastelte der Militärdiktator außer Diensten im neutralen Schweden längst an einem bösen Märchen – an der Lüge von den roten Strolchen, die das tapfere, im Felde unbesiegte Heer, angeblich hinterrücks gemeuchelt hätten – die „Dolchstoßlegende“.

Deutschlands neue erste Republik trug schwer an diesem bösen Erbe, denn der sogenannte Friede von Versailles gab den Besiegten die Alleinschuld an fast allem. So geriet Versailles zum Sinnbild für das nationale Trauma, und es barg den Todeskeim der Republik.

Die Demokratie hatte es schwer unter solchem Geburtsumständen. Die schwarzweißrote Monarchie verklärte sich im Nachhinein zum Inbegriff von Macht und Herrlichkeit; die schwarzrotgoldene Republik erschien als Magd der Unterwerfung unter das Diktat der Sieger. Nutzlos zu erklären, dass Weimar nur ausbaden musste, was Potsdam angeordnet hatte. Das begriff bestenfalls der Verstand, das Gefühl blieb taub dafür.

Die Deutschen hatten jetzt „die freieste Verfassung“ der gesamten Welt, was aber nützte das? Die Weimarer Verfassung war ein gutgemeintes Werk von Idealisten, die im Nationaltheater Weimar immer wieder auch das Erbe von Hambach beschworen. Die Verfassung zeigt in ihren wesentlichen Einrichtungen – Volksbegehren, Volksscheid, Volkswahl des Reichspräsidenten, leichte Auflösbarkeit des Reichstags – ein fast unbegrenztes Vertrauen in die demokratische Vernunft und staatsbürgerliche Verantwortung der Bürger. Sie ging von der Prämisse aus, der Mensch sei gut. Das ist er aber nicht. Er möchte es zwar gerne sein, doch selten nur gelingt es ihm. Dem Staat obliegt es da, wie schon die ersten Demokraten, die Athener, wussten, die Bestie im Menschen zu zähmen. Der Verfassung Weimars ist das leider nicht gelungen.

Unser Grundgesetz ist skeptischer, aus gutem Grund. Seine Eltern mussten ja zum Teil am eigenen Leib erfahren, wie es sein kann, wenn, wie Carlo Schmid es einmal schrieb, der Mensch des Menschen Wolf wird. Sie hatten erlebt, wie verführbar und

schwankend in seinen Stimmungen der Wähler sein kann, wie leicht eine Demokratie gerade durch schrankenlose Demokratie sich selbst zugrunde richten kann – und sie wollten es nicht noch einmal erleben.

Denn kein anderer wusste die Ressentiments des Volkes besser zu nutzen als Hitler. Hätte er verhindert werden können? Alle Aufpeitschung der Massen, aller rednerischer Aufruhr hätten Hitler nicht zur Macht verhelfen können. Die erhielt der Agitator erst durch das Intrigenspiel um einen altersmüden Präsidenten und durch das Versagen jener Kräfte, die die kranke Republik beschützen sollten. Denn trotz aller inneren Verzagtheit wären Weimars Machteliten stark genug gewesen, um die Diktatur zu stoppen. Die geschrumpften, aber noch vitalen demokratischen Parteien durch ein „Nein“ zum Ermächtigungsgesetz; die Gewerkschaften durch einen Generalstreik; die Industrie durch finanzielle Renitenz. Die Reichswehr durch die Drohung, ihre Macht auch anzuwenden. Miteinander hätte es gelingen können. Aber eine solche Anti-Hitler-Kommunikation fand niemals statt. Sie nahmen Hitler hin wie ein Verhängnis.

Zwischen dem Diktator und den Deutschen gab es lange eine Teilidentität der Ziele. Der Einmarsch ins Rheinland, die Einverleibung Österreichs, die Besetzung des Sudetenlandes wurde von den meisten Zeitgenossen enthusiastisch akklamiert. Solche Blumenkriege waren populär. Die Deutschen außerhalb der Grenzen „heim ins Reich“ zu holen, wie man sagte, ohne Krieg, das sogenannte „Unrecht von Versailles“ zu tilgen – viel mehr wollten viele nicht. Und noch mehr Deutsche dachten, dass auch Hitler nicht mehr wollte. Aber das war ein enormes Missverständnis.

Hitlers wahre Ziele hatte er schon ein paar Tage nach dem Machtantritt vor Reichswehr-Generälen offenbart: Eroberung von Lebensraum im Osten. Sein Ziel war das deutsche Europa – ein großgermanisches Reich vom Atlantik zum Ural – von Autobahnen durchzogen, von Totentempeln gekrönt: es wäre ein Alptraum geworden.

Offen sagte er das lange nicht. Erst er seinen Krieg entfesselt hatte, ließ er seine Maske fallen. Denn jetzt brauchte der Diktator keine Täuschung mehr. Die erste Hälfte seiner Herrschaft hatte er sich seinem Volk verabreicht wie ein Aufputzmittel. In der zweiten Hälfte setzte er die Menschen auf Entzug und tauschte in die karge Welt der Führerhauptquartiere ab. Und mit dem Überfall auf die Sowjetunion im Sommer 41 war der Krieg tatsächlich sein Krieg, frei von jeder Zivilisation. Das sogenannte „Unternehmen Barbarossa“ war der Hakenkreuzzug, den er immer schon gewollt hatte: Vernichtungskrieg im Osten für die alten Ziele: Eroberung von „Lebensraum“, Auslöschung des Judentums.

Schon seit der Niederlage vor den Toren Moskaus, im Dezember 41, ahnte Hitler, dass sein Krieg vielleicht verloren gehen würde. Gegenüber wenigen Vertrauten, etwa Jodl, sprach er es auch aus. Doch wenn schon seine erste Wahnidee nicht mehr erreichbar war, so wollte er doch wenigstens die zweite noch vollenden: Jahre später dämmerte den Zeitgenossen, dass das eigentliche Menetekel dieser Ära nicht der Krieg gewesen ist mit seinen offenen Schrecken, sondern das in ihm verborgene Verbrechen.

Als sich nach dem Selbstmord des Tyrannen die marode Wehrmacht nun ergeben musste, war'n die meisten Deutschen subjektiv nicht in der Lage, sich auf einmal als „Befreite“ zu empfinden. Das galt nur für eine Minderheit – die Opfer und die Opponenten des Regimes. Die Mehrheit aber sah den 8. Mai als Stichtag des Zusammenbruchs, der Niederlage. Denn sie hatten sich nicht selbst von Hitler trennen können, vielfach gar nicht wollen, hatten es den Alliierten überlassen müssen, die besetzten Länder und am Ende Deutschland von den Nazis zu befreien. Was die Deutschen anging, fühlten sich die Alliierten, wenigstens im Westen, damals subjektiv ja ohnedies nicht als Befreier. Die im Osten war'n es nicht mal objektiv. General Dwight Eisenhower hatte es im Frühjahr '45 noch einmal bekräftigt: Die US-Armee, so sagte er, will nicht das deutsche Volk befreien, und schon gar nicht von sich selbst – sie kommt als Siegermacht. So

war es '45. Die Geschichte aber ist imstande, manchmal erst nach Jahren, subjektive Meinungen, Gefühle und Empfindungen von Zeitgenossen souverän zu überwinden und das Gegenteil zu überliefern. Objektiv gesehen, sagt uns die Geschichte heute, war es eine wirkliche Befreiung. Und die weitaus meisten Deutschen, nämlich, demoskopisch nachgewiesen, achtzig von einhundert, seh'n es heute subjektiv genauso. Denn es passt ja auch ins eigene, ins nachgeborene Empfinden.

Mehr als vier Jahrzehnte war die zweigeteilte Welt Europas dennoch auch so etwas wie die späte Rache Adolf Hitlers. Beide deutsche Staaten, seine Erben, mussten an der Nahtstelle der Blöcke atomare Geiseln ihrer jeweiligen Vormacht sein. Ihr Territorium war das potentielle Schlachtfeld eines nuklearen Holocaust, in dem die zweigeteilten Deutschen sich vereint gefunden hätten – aber erst im Massengrab. Die Teilung ist von gar nicht wenigen als eine Art von Strafe der Geschichte angesehen worden für die Untaten des Nazireiches. Das ist metaphysisch, denn die Teilung war in erster Linie nicht die Folge von verbrecherischer Politik. Sie war die Folge des dualen Weltsystems – wie in Vietnam, wie in Korea.

Damals aber fanden jene, die das schreckliche Geschehen überlebten, weder Zeit für Reflexionen noch für Tränen. Nichts als weiter überleben wollten sie. Noch Hunderttausende verhungerten in diesem Jahr – gefangene Soldaten, Greise, Kranke. Konrad Adenauer sah das Volk „zugrunde gehen – langsam, aber sicher“. Doch der alte Herr aus Rhöndorf hatte seine Deutschen unterschätzt. Sie streckten Leberwurst mit Holz, sie bückten sich nach Ami-Kippen, fälschten Fragebögen, tauschten Silber gegen Butter, schlugen wegen Brennholz Wälder kahl und schneiderten aus Fahmentüchern Blusen.

Stunde Null? Ganz sicher nicht, es gab genügend Kontinuität, um den scheinbar absoluten Stillstand des Geschehens einzubetten in das Vorher und das Nachher. Was da aus Ruinen auferstand, war nicht das Deutschland von Morgen, sondern erst mal das von Vorgestern: Die Überlebenden der ersten Republik, die Veteranen Weimars, standen

auf und packten an – in allen Zonen des besetzten Landes.

Einer, der mit vorne dran war, war der 71 Jahre alte, ausgeruhte Konrad Adenauer und damit renne ich beim Veranstalter des heutigen Abends sicher offene Türen ein. Der Vergleich mit Bismarck drängt sich auf. Beide haben einen Staat geschaffen: Bismarck schuf das Kaiserreich nach Jahrhunderten der Zerrissenheit, Adenauer die Demokratie nach Jahrzehnten der Katastrophe. Beide haben ihre Zeit so nachhaltig geprägt, dass wir von einer Ära sprechen können.

Doch hier enden schon die wenigen Gemeinsamkeiten. Bismarcks Reich bekam die ersten Risse, als der „Lotse“ von Bord ging, unter seinen unfähigen Nachfolgern brach es in tausend Stücke. Adenauers Republik erwies sich – entgegen den fast panischen Befürchtungen des Kanzlers, als höchst langlebig. Der alte Herr aus Rhöndorf wurde bald zur ersten prägenden Figur der jungen zweiten Republik. Freiheitliche Demokratie und Westbindung – keiner seiner Nachfolger stellte die von Adenauer ausgebauten Fundamente der alten Bundesrepublik in Frage. Und wenn ihm seine Gegner vorhielten, die Westbindung vertiefe doch die Spaltung der Nation und komme einer Preisgabe der deutschen Einheit gleich – so erwiderte der Kanzler, Einheit in Freiheit sei nur durch den Anschluß der Bundesrepublik an den Westen zu erreichen. Nur ein politische, wirtschaftlich und militärisch starkes Bündnis werde die Sowjetunion bewegen, eines Tages auch den Osten Deutschlands preiszugeben. Zwar erstarrte diese Hoffnung mit den Jahren zur Rhetorik. Und es war schon richtig, dass der rheinländische Katholik in seiner Zuneigung für Preußen schon zu Weimars Zeiten auf dem Wege nach Berlin spätestens bei Magdeburg im Zug die Vorhänge zuzog – denn Ostelbien war für einen Kölner wie Sibirien. Doch mit der Einheit 89 – 90 bekam er posthum recht. Im Rückblick haben selbst die schärfsten Widersacher eingeräumt, die Westbindung des Konrad Adenauer sei der einzig mögliche Weg der Bundesrepublik zur Einheit gewesen – auch wenn die Teilung so für mehr als eine deutsche Generation zur schmerzlichen Tatsache wurde. „Kanzler der Alliierten“ hat Kurt Schumacher seinen

Gegner Adenauer in der Hitze des Gefechts genannt. Doch Schumachers Verdikt trifft nicht den Kern, eher schon war Adenauer ein „Kanzler der Westdeutschen“. Das Kräftemessen der Sieger ließ keine andere Wahl.

Das ZDF, mein Sender, hat im Herbst des Jahres 2003 nach dem besten Deutschen der Geschichte gefragt. Ich habe für Konrad Adenauer gekämpft, weil er den geschlagenen demoralisierten Deutschen nach dem Krieg ein neues Selbstbewußtsein gegeben hat. Er hat die Aussöhnung mit Frankreich geschafft, er hat die Verständigung mit Israel eingeleitet, er hat die letzten Kriegsgefangenen heimgeholt. Er hat die Bundesrepublik unwiderruflich in den Westen eingebunden. Das Ergebnis war für mich erfreulich: Adenauer wurde mit weitem Abstand zum größten Deutschen der Geschichte gewählt. Nur in den neuen Bundesländern gab's ein Sondervotum: Hier lag Karl Marx, man glaubt es kaum, vor Adenauer auf Platz 1. Dass es vielleicht das größte Verdienst des Gründungskanzlers war, die Demokratie in Deutschland heimisch gemacht zu haben – auch ohne anfangs allzu viele Demokraten – das wurde in den neuen Bundesländern überhaupt nicht akzeptiert. Ein interessanter Tatbestand.

Die deutsche Demokratie kam 1949 nicht vom Himmel hoch über uns her – sie war kein völlig unbekannter und exotischer Importartikel aus dem Schatzkästlein der Alliierten, der den Deutschen im Westen per Edikt oktroyiert werden musste. Allen Widerständen zum Trotz, war die deutsche Demokratie der Nachkriegszeit auch ein gewachsenes Stück deutscher Geschichte. Vom Hambacher Fest 1832 über die Deutsche Nationalversammlung 1848 und die Nationalversammlung 1919 bis zum Bonner Grundgesetz zieht sich gewiß kein breiter mächtiger Strom – oft war es nur ein dünnes Rinnsal. Doch das Wasser floß. Ein Beispiel: bei den letzten wirklich freien Reichstagswahlen im November '32 – die Märzahlen des Jahres '33 waren nicht mehr frei – stimmten immerhin noch 7 von 10 Deutschen gegen Hitler – leider, letzten Endes, ohne nachhaltige Wirkung.

Als die Westmächte den Eingeborenen von Trizonesien 14 Jahre später eine neue Demokratie verordneten, sagten sie dich deshalb: Safety first. Und so hatte unser Grundgesetz, auf das wir heute ja mit Recht so stolz sind, zwar die allgemein bekannten deutschen Eltern – 66 Väter und immerhin 4 Mütter – doch es hatte Uncle Sam als Taufpaten, Marianne als etwas zu spät gekommene Amme und den Union Jack als Windel. Das Grundgesetz, die Magna Charta unseres nachkriegsdeutschen Daseins zwischen Boddensee und Flensburg, hatte keinen originären revolutionären Mythos der Entstehung. Wohl auch deshalb war man froh, dass es so wohlgeraten funktionierte – aber Liebe oder Zuneigung erhielt es nicht. Adenauer musste einen Staat regieren, der am Anfang jahrelang zwar keine „Republik ohne Republikaner“ war, wie der Versuch von Weimar, aber doch weithin eine „Demokratie ohne ein demokratisch geprägtes Volk“.

Doch wir dürfen nicht vergessen: Die Verfassungseltern hatten allesamt mitanseh'n müssen, wie die Republik von Weimar unterging. So etwas nicht noch mal zuzulassen, war ihr fester Vorsatz. Und sie hatten nicht den Ehrgeiz, mit den Männern von Weimar zu wetteifern, wer „die freieste Verfassung der Welt“ schaffen könnte. Was sie vielmehr erreichen wollten, war eine Demokratie, die nicht so leicht aus den Angeln zu heben war wie die von Weimar – eine demokratische Festung sozusagen.

Wenn es sich in einer Festung etwas beengter lebt als in einer offenen Stadt, wenn um der Stabilität des Staates willen gewisse demokratische Freiheiten eingeschränkt und dem Volkswillen institutionelle Korsettstangen eingezogen werden mussten – dann waren sie bereit, das in Kauf zu nehmen. Und der Erfolg hat ihnen bisher recht gegeben. Stabile Regierungen, erschwerte Neuwahlen, das war von Anfang an ein populärer Tatbestand in Westdeutschland.

Es ist das eigentliche deutsche Nachkriegswunder, dass diesem Kunstgebilde Bundesrepublik in seinen Kinderjahren eine doppelte Integration gelang: Zum einen die Eingliederung von 13 Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen in einem ausgebombten

ruinierten Land – eine auch im Nachhinein grandiose Leistung angesichts des Sprengstoffs, der sich hinter der Gefahr sozialer Konflikte verbarg. Und ebenso die Integration der traumatisierten Kriegsgeneration. Möglich wurde dies vor allem durch den sagenhaften wirtschaftlichen Aufschwung, dem das Wort vom „Wirtschaftswunder“ anhaftet – doch war der alles andere als ein Wunder – seine Fundamente ruhten auf dem wirksamen Rezept von harter Arbeit und Verzicht auf Zeit. Und harte Arbeit nach der großen Katastrophe war die beste Therapie für das besiegte und besetzte und geteilte Volk. Millionen Menschen waren froh, aus dem Dreck, der da war, rauszukommen, wollten von den schlimmen Jahren vorher nichts mehr sehen, nichts mehr hören, nichts mehr wissen – wie die drei berühmten Affen. Flucht in das Private – viele Bürger steckten ihre Energie ins eigene Vorwärtskommen, in den Aufbau der Familien. Überall im Lande feierte man Produktionsrekorde: das zehnte vom Stapel gelassene Frachtschiff, die hundertste Lokomotive, den einmillionsten Käfer. Unverfängliche Symbole eines neuen Selbstwertgefühls. Mit der wirtschaftlichen Wertschöpfung wuchs der Wohlstand; mit dem Wohlstand auch die Liebe zum System, das ihn gebar. Ohne den durch Fleiß erworbenen Wohlstand wäre diese Republik nicht so stabil gewesen und geblieben.

Dieser Aufschwung hatte einen Namen: Ludwig Erhard. Der beleibte Franke mit der qualmenden Zigarre, dem Symbol für alle Schloten, die da wieder rauchten, war der lebende Beweis dafür, dass richtige Entscheidungen an Wendepunkten der Geschichte doppelt wirksam sind. Mutig hatte Erhard 1948 eigenmächtig dezidiert, die Währungsreform zu verbinden: das Konzept der freien und sozialen Marktwirtschaft war alles andere als unumstritten. Aber der Erfolg gab Erhard recht – und seinem Leitspruch, der zum Lebensmotto einer ganzen Generation geriet: „Wohlstand für alle!“

Als Wirtschaftsminister war Erhard ein As; als Kanzler ein Versager. Der „gute Mensch vom Tegernsee“ war weder Ränkeschmied noch Machtpolitiker. Ihm fehlte jenes Quentchen Macchiavelli, welches sein Intimfeind Adenauer, der ihn zu verhindern such-

te, bis zum Übermaß besaß. Unentschlossen, wankelmütig, führungsschwach – seit Ludwig Erhard wissen wir, dass nicht nur Politik schädlich für den Charakter, sondern auch Charakter manchmal schädlich für die Politik ist. (Anwesende Politiker sind selbstverständlich ausgenommen.)

All das jedoch hat Erhards Ruf als Ökonom, als Wirtschaftsguru, nicht geschadet. Dass die alte Bundesrepublik im Jahre 89/90 für Millionen Menschen in der DDR so attraktiv war – dafür hatte Erhards Politik die Grundlage gelegt. Bis heute beanspruchen Politiker ganz unterschiedlicher Parteien im In- und Ausland sein Erbe für sich. Und immer wieder hören wir die Frage: „Was würde Ludwig Erhard heute tun?“ Welcher andere Politiker kann von sich behaupten, dass seine Ideen noch Jahrzehnte später ähnlich zeitlos sind?

Die Menschen in der DDR, die Sächsischen und Sachsen auf den Straßen, haben 89/90 möglich gemacht, was den Hambachern von 1832 und den Patrioten 1848/49 nicht beschieden war: Sie haben die erste gelungene Revolution der deutschen Geschichte vollbracht. Und sie haben damit glänzend Lenin widerlegt, der mal behauptet hat: „Wenn die Deutschen auf dem Bahnhof eine Revolution machen wollen, kaufen sie sich vorher eine Bahnsteigkarte.“

Auf dem Weg zur deutschen Einheit wurde 89/90 alles richtig gemacht – auf dem Weg zur inneren Einheit, wie wir wissen, leider nicht. Ein schmerzliches Versäumnis unter manchen anderen ist für mich, dass wir im Jahre 1990 nach der äußeren Einheit keine neue Verfassung geschaffen haben. Die hätte ja zu 99,9 Prozent das Grundgesetz sein können. Denn das hat sich ja bewährt. Aber sie hätte doch ein paar Elemente der direkten Demokratie miteinbeziehen können – getreu dem Ruf der Bürgerrechtsbewegung: „Wir sind das Volk!“ Eingeführt im Jahre 1990, hätte das die Menschen in den neuen Ländern mehr an diesen neuen Staat gebunden. Sie hätten sich ernst genommen gefühlt – und nicht nur beigetreten oder angeschlossen.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

MAINZ

GUIDO KNOPP

Juli 2007

www.kas.de/mainz

www.kas.de

17 Jahre nach der deutschen Einheit spüren wir alle eine Zeitenwende, die das „weiter so“ längst obsolet gemacht hat. Und wir ahnen: Nicht nur neue Männer oder neue Frauen braucht das Land – ein neues Denken brauchen wir. Der Blick in die Geschichte – unsere Geschichte – schadet dabei nicht nur nicht – er hilft sogar. An dieser Stelle, in Hambach, sagte Johann Georg August Wirth 1832: „Wenn die reinsten, fähigsten und mutigsten Patrioten über die zweckmäßigste Reform unseres Landes sich verständigt haben..., wenn sie in ihrer Sendung nie müde werden, nie erzittern, nie erbleichen, wenn sie alle Verfolgungen von Seite der Vaterlandsverräter mit Freudigkeit ertragen, wenn sie der Gewalt kein haarbreit weichen und lieber 1000 mal sich zermalmen lassen, als von ihrem heiligen Kampfe abzustehen...; ja fürwahr, dann wird, dann muss das große Werk gelingen. ... Deutschland wird die Freiheit und den Frieden sehen, es wird zur herrlichsten Macht und Größe emporblühen.“ Dieser Traum ist zeitlos.

Was wir heute etwa dringend bräuchten, ist die praktische Vernunft, die Klugheit eines Ludwig Erhard. Unser Land ist in den letzten drei Jahrzehnten immer stärker reguliert worden. Das hemmt uns – nach wie vor. Das Wort Reform ist viel zu schwach. Was wir trotz allen wirtschaftlichen Zwischen-Aufschwungs wirklich brauchen, ist Erneuerung und Aufbruch, eine neue Gründerkultur! Noch haben wir die Kraft, das auch zu schaffen. Doch je länger wir warten, desto schwieriger wird es. Aber dazu braucht es nicht zuletzt auch eine Nation von willensstarken, selbstbewussten Menschen, die es gibt. Nur darf man sie nicht schrecken, sondern muss sie fördern.

Selbstbewusst und stolz sind um uns viele. Die Briten auf ihre demokratische Tradition, Franzosen auf die Revolution von 1789 und ganz generell natürlich auf „la France“; Italiener auf das ewige Italia; Schweizer auf die Eigenständigkeit der Eidgenossenschaft und selbst unsere österreichischen Freunde haben es, ich sage das mit aller Sympathie, ja fast geschafft, der Welt zu offenbaren, dass der Herr aus Braunau eigentlich ein

Deutscher und der Komponist der 9. Sinfonie im Grunde Wiener sei.

Wir jedoch, so faustisch wie wir sind, dem wahren Guten ebenso verpflichtet wie dem Gegenteil, wir haben uns lange schwer getan. Die alte Bundesrepublik war lange Zeit ganz stolz darauf, nicht stolz auf sich zu sein – ein postnationales, ganz und gar vernunftgesteuertes Gebilde. Politik ist wesentlich daran gemessen worden, was sie ihren Bürgern finanziell zu bieten hatte.

Selbst das Geschenk der deutschen Einheit wurde, zumindest im Westen, weithin nicht als emotionales Ereignis, als Wiedergeburt einer Nation, empfunden, sondern vielfach unter dem Aspekt betrachtet, was es kostet. Nach einem kurzen Aufflackern von patriotischen Gefühlen wickelten nicht wenige Verantwortliche den Prozess der inneren Vereinigung so nüchtern ab wie die Filial-Eröffnung einer Buxtehuder Sparkasse.

Eine solche ganz bewusste Armut an Gefühlen ist erklärlich – sie ist Reaktion auf Missbrauch von Gefühlen kollektiver Art. Doch ist sie auch bedauerlich – und obendrein gefährlich. Denn Gefühle sind für Menschen unerlässlich, wer sie unterdrückt, wird krank. Wer sich als Einzelner nicht selbst bejahen kann, der ist für seine Mitwelt kein Vergnügen, sondern eine Last. Ähnliches gilt durchaus auch für Völker. Das schwarzrotgoldene Sommer-Märchen hat uns sicher einen großen Schritt nach vorn gebracht. Was uns innerlich zusammenhält, das können wir in Zukunft zuversichtlicher als bislang klären. Auch ein Stückweit die Versöhnung mit der eigenen Geschichte – der ganzen Geschichte, die mehr ist als zwölf Jahre Diktatur.

Das heißt auch: Stolz auf Tage, die von Mut berichten, gegen Diktaturen aufzustehen. Der 20. Juli 1944 ist ein solcher Tag. Getragen wurde er von wenigen: Es waren tragische verkannte Helden ohne Anhang, angetrieben nur von ihrem eigenen Pflichtgefühl.

Die einsamen Verschwörer wollten nicht nur ihre Ehre retten, sondern auch die Ehre eines Volks von Mitläufern. Die meisten hatten dem Regime am Anfang voll Begeisterte

rung gedient, und manche waren in die Untaten verstrickt gewesen. Doch nun wollten sie der Welt beweisen, dass nicht alle hinter solchem Wahnsinn standen. 41 Attentatsversuche oder –pläne hatte es bereits gegeben seit dem Jahre 33 – alle waren sie gescheitert – zum Verzweifeln war das, und nun komme es nicht mehr darauf an, ob man erfolgreich sei, erklärte Henning von Tresckow, der Kopf der Verschwörung, sondern nur noch darauf, dass der deutsche Widerstand den Schritt zur Tat gewagt hat, um vor der Geschichte zu bestehen. Es ist versucht worden. Zumindest das.

Ein zweites solches Datum ist der 17. Juni 1953. Das DDR-Regime hat diesen Tag stets richtig eingeschätzt. Zwar wurde er jahrzehntelang als ein vom Westen ferngelenkter Putschversuch geschmäht. Doch weder die Belogenen noch die Lügner selber glauben davon auch nur einen Deut.

Es war ein Volksaufstand im Jahre 53, und es war der erste in der Nachkriegszeit, noch vor dem Ungarnaufstand. Aus der Arbeiterrevolte gegen überhöhte, wahnwitzige Normen wurde binnen weniger Stunden eine Revolution: Die Aufständischen forderten den Rücktritt der Regierung! Freie Wahlen! Wenn es sie gegeben hätte, wäre es wohl gleichbedeutend mit der Wiedervereinigung gewesen. Viele Demonstranten spürten das. Sowohl am Brandenburger Tor wie in den Städten der Provinz sangen sie das Deutschlandlied. Es war ein Aufstand, der die ganze DDR erfasste, insbesondere den Süden. Ganz gewiss ein Aufstand ohne Führung, ohne Strategie und ohne einheitliche Stimme. Aber eine beispiellose, kollektive Volkserhebung, die nur scheitern mußte, weil die Sowjetpanzer rollten. 1989 rollten sie dann nicht mehr. Und deshalb gelang den Kindern, was den Eltern damals nicht gelang.

Die Erinnerung an Menschen, die ihr Leben einzusetzen wagten, gegen eine Staatsmacht, die die Freiheit unterdrückt. Trotz aller Jahrestage bleibt sie nach wie vor zu blass. Was sie verdienen, ist vor allem, dass wir auf sie stolz sein können. Und daneben gibt es immerhin ja auch noch Grund zur Freude über die, trotz alledem, Erfolgsge-

schichte einer mittlerweile 58 Jahre alten Bundesrepublik. Genügend Grund für Selbstbewusstsein. Eine unverkrampfte und vor allem weltoffene Neigung, die die anderen nicht herabsetzt. Das ist Hambacher Gesinnung!

Eine solche tolerante Form freut sich an Thomas Mann und Beethoven genauso wie an einem frisch gezapften Weizenbier, an mittelalterlichen Marktplätzen, Siegen unserer Fußballnationalmannschaft – die gibt es jetzt ja wieder – oder an der ostdeutschen Freiheitsrevolution mit Kerzen. Ich halte es da gern mit einem Iren: George Bernard Shaw hat mal gesagt: „Eine gesunde Nation ist sich ihrer Nationalität so wenig bewusst wie ein gesunder Mann seiner Knochen. Aber sie sind da.“

Wir, die Bürger des geeinten Deutschland, haben ja nach einem blutigen Jahrhundert allen Grund zur Dankbarkeit und Freude. Und wir müssten eigentlich auf den Straßen jauchzen und frohlocken: Einheit, Freiheit, Frieden – diese lange unerfüllten Hoffnungen und Ziele unserer Geschichte sind zum erstenmal erreicht. Zum erstenmal zur gleichen Zeit. An unseren Grenzen stehen keine Gegner, keine Feinde, sondern Nachbarn, Partner, Freunde. Zum erstenmal in unserer Geschichte sind wir jetzt umzingelt von Verbündeten.

Noch vor 20 Jahren waren für die Deutschen nicht nur Polen oder Ungarn oder Tschechen potentielle Kriegsgegner, sondern für die Hessen auch die Thüringer, für die Bayern auch die Brandenburger. Noch vor 20 Jahren waren wir das potentielle Schlachtfeld eines atomaren Krieges, der uns Gott sei dank erspart geblieben ist – ein Glück und eine Gnade der Geschichte.

An einem Wendepunkt der Weltgeschichte, 89/90, haben unsere Nachbarn in Europa das latente, alte Misstrauen dem Volk der Mitte gegenüber überwunden. Im Prozess zur deutschen Einheit wurde letzten Endes eines klar: Europa funktioniert nicht ohne das geeinte Deutschland. Und genauso wenig ist auch Deutschland ohne das Bekenntnis zu Europa überlebensfähig. Wenn Geschichte einen Sinn hat – und ich glaube

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

fest daran, dass sie es hat – dann hat sie uns am Ende eines blutigen Jahrhunderts eine zweite Chance gegeben.

MAINZ

GUIDO KNOPP

Juli 2007

www.kas.de/mainz

www.kas.de

Europa hat jetzt Möglichkeiten wie noch nie, trotz aller Mühen. Wir, die Europäer, sind am Ende alle aufeinander angewiesen, ob wir wollen oder nicht. Wir sitzen allesamt in einem Boot. Wie gut die Kommunikation an Bord ist, das entscheidet über unsere Zukunft in der Welt. Das ist die Botschaft von Hambach. Und sie gilt für ganz Europa, gilt für Deutschland, gilt für das politische Berlin und ohne Zweifel auch für Hambach selbst. In diesem Sinne werden Sie mir sicherlich verzeihen, wenn ich mit den Worten schließe: Ich bin ein Hambacher. Ich danke Ihnen sehr.